Haus und Welt

Mein letzter Wunsch

Legt mich, wenn ich gestorben bin,
in einen armen Sarg,
für meinen Leib genug Gewinn,
obwohl den Geist er barg.

Brecht keine Blume und kein Blatt
zu einem Totenkranz.
Was die Natur an Leben hat,
den Lebenden laßt ganz.

Den Leib zernagt der Wurm sogleich,
macht ihn zu Erdenstaub,
worauf er stolz, woran er reich,
fällt gier'ger Zeit zum Raub.

Um lieb' Gedenken ich nur bitt'
für das, was ich getan,
um Eures Fußes frommen Tritt
auf Eurer Lebensbahn.

Im Geiste will ich bei Euch sein,
wenn längst mein Leib ist tot,
in wohlbekannten Liederreih'n,
die gern ich Euch entbot.

Und wenn die Abendsonne Dir
versinkt vor Deinem Haus,
dann wähle, Freund, das Plätzchen hier
und ruhe mit mir aus.

Ein Idyll

Von Frigyes Karinthy.

Die Sonne geht zur Neige; ihr roter Glanz blitzt auf im Spiegel des Sees — in der regungslosen Luft steigt der Rauch in einem senkrechten Streifen aus dem Schornsteinrachen empor.

Friedlicher, ländlicher Abend.

In der Ferne Hundebellen, heimkehrende Schafherden blöken, die Glocke läutet zum Angelus.

Oben auf dem Schornstein hockt, mitten im Flaum der kleinen niedlichen Sommerwohnung Albertchen, faul zwinkert er gegen die verschwindende Sonnenscheibe. Nun hebt er plötzlich seinen Kopf: Mutti kommt mit dem Abendbrot an.

Ella, die junge Frau, ist so frisch und leicht, wie wenn sie noch ein Mädchen wäre: ihren schlanken Hals könnten die Schwäne beneiden. Sie schwingt sich in das Nest. Den schmackhaften Bissen reicht sie sofort ihrem Söhnchen. Albertchen schnappt nach ihm, — Mutti neckt ihn ein wenig, reißt den Bissen wieder zurück; das rote Schnäbelchen schnattert zornig, — dann schwupps! und der Frosch verschwindet.

— Nun, wie hat sich mein Söhnchen unterhalten? —

— Albertchen hat sich gelangweilt — knautscht der Kleine, zu Muttis Füßen kauernd. — Kleine Hündchen sind unten auf der Erde herumgelaufen. Mit ihnen hätte er gerne gespielt. —

— Das darfst du nicht, Albertchen, du weißt ja, daß es Vati verboten hat. Die Hündchen sind noch wild und würden Albertchen verzausen. Nur dann, wenn auch Vati dabei ist, der die Hündchen verjagt, wenn sie böse werden.

— Auch kleine Menschen sind herumgelaufen, mit ihnen darf ich auch nicht spielen? —

— Man darf auch mit ihnen nicht spielen, denn sie treten auf Albertchens Füße. Albertchen kann mit Tieren noch nicht umgehen. Vati wird Schwalben und Spatzen bringen, mit denen darfst du spielen, beißen darfst du sie aber nicht. —

Albertchen hört dumm zwinkernd zu.

— Wann kommt Vati? —

Mutti schaut sich um am Horizont.

— Dort kommt er schon, schau! —

Die Luft wirbelt, es entsteht, ein kurzer Wind: in der nächsten Minute tritt Vati ein. Schneller Kuß. Er umarmt Mutti zart; dann stellt er sich auf den einen Fuß und meldet, daß er jetzt zu Hause bleiben wird. Nach dem Abendbrot werden alle drei stille, sie rüsten sich zum Schlafengehen. Das Licht unter der gelben Leinwand des Himmels geht allmählich aus, es wird erst hellgrün, dann blau, dann dunkelblau. Nun erscheinen die Sterne: der Kapellmeister der Heimchen erhebt seinen unsichtbaren Stab, — piano, piano, staccato setzt das Orchester ein. Wie wenn auch die Sterne zirpen würden.

Heimchen und Sterne..

Die weiche Stille legt sich wie eine Glasglocke über das Nest. Sie hören des andern Atemzug. Sie fühlen des andern Herzschlag.

Vati steht mit zusammengezogenen Augenbrauen hager und streng auf seinem Rechten; vielleicht hängt er den Tagessorgen nach, vielleicht denkt er an die Kämpfe, die der Morgen bringt, vor seiner Seele erscheint das unendliche Röhricht, er horcht auf das wehmütige Quaken. Frau Ella schmiegt sich an seine Seite. Ihr ganzes Wesen löst sich auf, sie zittert, pocht, bebt leise vor Hingebung.

Albertchen zwinkert — er schläft schon beinahe ein — faul, verwundert, nachsinnend betrachtet er die Sterne. Was können sie nur sein? Kerzchen vielleicht, die — wie Tante Dodi erzählte — die Engelchen zu Ehren Gottes immer anzünden, — winzige Endelchen, denen statt Schwingen Hände von den Schultern herabhängen? Und was bedeutet dieses ganze unendliche All? Und was bedeuten Vati und Mutti? Und was bedeutet dieses Nest? Und was bedeutet er — er, Albertchen, der all dieses sieht?

— Mutti! ... —

Eine erschrocene, unruhige Stimme: — Was ist denn, Albertchen, du schläfst noch nicht? —

— Mutti, sag' mir, wie kommen die kleinen Kinder auf die Welt? —

Mutti errötet bis zur Spitze ihres Schnabels, dann klappert sie leise. Schmiegt sich an Vati, schaut verschämt in die Augen ihres starken, gütigen Storchgatten.

— Du Gseichen, weißt du es denn nicht? Der Mensch bringt sie... Die Menschentante. —

Reparatur

Es kommt zuweilen vor, daß der Lichtschalter im Vorzimmer oder in der Küche wackelig geworden ist. Er geht schwer zu drehen oder man muß zweimal umdrehen, damit die zugehörige Lampe brennt. Kurzum, irgendwas ist nicht in Ordnung. In diesem Falle läßt man die kleine Unordnung ruhig auf sich beruhen. Wer wird wegen einer solchen Kleinigkeit den Elektriker holen lassen.

Das geht einige Zeit lang, bis an einem Sonntag, so gegen fünf Uhr herum, wenn es zu dunkeln beginnt, ein guter Freund der Familie auf Besuch kommt und die kleine Unordnung mit dem Schalter bemerkt.

„Was? Der Schalter geht schlecht?" sagt er, „laß einmal sehen."

Damit ist er auch schon bei einer Lichtleitung und probiert den Schalter aus. Und während es nun abwechselnd licht und dunkel wird, sagt er: „Ja, da stimmt irgendwas nicht. Aber das werden wir gleich haben. Kann ich einen Schraubenzieher bekommen?"

Du willst abwehren und sagen: „Ach, wozu denn, komm lieber ins Zimmer...", aber er unterbricht dich und schwört, daß diese Sache da in einer Minute repariert ist, und so fügst du dich, besonders weil deine Frau mit einem freudigen Blick einfällt: „Aber so laß ihn doch, wenn er es gern macht. Ich bin froh, wenn es endlich gerichtet wird."

Ein Schraubenzieher ist zwar nicht vorhanden, aber eine Nagelfeile, die dem guten Freunde genügt. Während er nun am Schalter herumschraubt, erklärt er: „Wahrscheinlich ist ein Bolzen locker oder eine Schraube, wir werden es gleich sehen, bis ich die Hülse herunter habe. Uebrigens soll man gerade solche Kleinigkeiten nicht anstehen lassen. Das ist sehr gefährlich. Wie leicht kann man einen elektrischen Schlag bekommen, wenn zum Beispiel ein Kontakt locker ist. Alle Augenblicke liest man in der Zeitung davon."

Endlich ist die Schraube heraußen und nun nimmt er die schwarze Kapsel vom Schalter herunter und verlangt eine Zange. Dann steht ihr beide, du und deine Frau, mit erwartungsvollen und ehrfürchtigen Gesichtern neben ihm und schaut zu, wie er mit Zange und Nagelfeile an dem Messingding herumhantiert, hier etwas aufbiegt und dort etwas niederdrückt. Dann wird die schwarze Kapsel wieder aufgesetzt und die Schraube eingeschraubt.

Siehe da, jetzt funktioniert der Schalter überhaupt nicht. Man kann ihn, allerdings ganz leicht, drehen so viel man will, er knackt nicht und die Lampe löscht nicht aus. Aber während ihr nun ganz sonderbar dreinschaut, halb komisch, halb verdüstert, ist der gute Freund gar nicht verlegen. Vielmehr sagt er kaltblütig: „Aha! So ist das! Jetzt weiß ich alles. Es liegt in der Leitung!" Und fängt wieder mit der Nagelfeile zu schrauben an. „Ich hab' nämlich nur sehen wollen, ob es auch so zu richten geht," erklärt er schraubend, „aber es scheint doch... wahrscheinlich liegt es in den Drähten... möglich auch in der Lampe." Damit schraubt er die Lampe heraus.

Ihr möchtet nun ganz gern widersprechen und sagen, er möchte es doch lieber sein lassen, aber ihr wagt es nicht. Es kommt euch zu unhöflich vor.

Mittlerweile, während er den ganzen Schalter abmontiert hat und mit der Nagelfeile irgendwo im Lampengehäuse herumstochert, tut es — niemand weiß warum — ein kleines, knisterndes Geräusch und das Licht löscht aus.

„Kurzschluß," sagt er nüchtern, „zu blöd, gerade in dem Moment, wo ich es schon gehabt habe! Nun, das macht nichts. Das werden wir gleich wieder haben. Hast du eine neue Sicherung zu Hause? Nein? Nun, das macht auch nichts. Ist vielleicht ein Stückchen Stanniolpapier da? Mit dem geht es nämlich auch. Und eine Kerze? Ja?"

Du gehst ein wenig unmutig ins Zimmer und konstatierst, daß hier der Schalter noch funktioniert und die Lampen brennen, während deine Frau mit einem sehr merkwürdigen Gesicht stillschweigend nach einer Kerze sucht. Neben ihr steht der gute Freund und zündet ein Zündholz nach dem andern an, bis ein Endchen Licht aufgetrieben ist. Dann legt er die restlichen Schalterbestandteile — ein oder zwei ganz kleine Messingdinger sind in der Dunkelheit verschwunden — auf einen Tisch, nimmt einen Stuhl her und steigt zu den Sicherungen hinauf.

„Es liegt ganz bestimmt in der Leitung," sagt er von oben herunter, „die Leitung ist irgendwo schadhaft. Ich werde dann gleich nachsehen. Erst will ich nur wieder Licht machen. Vielleicht ist es höchste Zeit, daß jemand die Leitung nachsieht, es schaut mir ganz danach aus. Man kann bei so was nie vorsichtig genug sein. Das größte Unglück kann passieren."

Er schraubt eine Sicherung heraus, wickelt eine Lage Stanniolpapier darüber und schraubt sie wieder hinein. Die Lampe bleibt nach wie vor dunkel.

„Brennt es im Zimmer?" fragt er.

„Ja."

„Im Vorzimmer?"

„Ja, es brennt."

„Aha. Gut." Er schraubt wieder etwas heraus.

„Und jetzt?"

„Ja, es brennt."

„Zum Teufel," meint er, „wohin gehört diese Sicherung?"

Jetzt, nachdem du mit deiner Frau einen bezeichnenden Blick getauscht hast, nimmst du dir einen Anlauf und sagst: „Wohin diese Sicherung gehört, weiß ich nicht. Aber ich möchte dir etwas sagen. Komm lieber herunter, lassen wir das heute lieber. Wozu plagst du dich auch. Und überhaupt, morgen kommt sowieso ein Elektriker, da geht es in einem Aufwaschen. Hörst du?"

Aber er schaut bloß verächtlich herunter: „Lächerlich. So eine Kleinigkeit! Jeden Moment muß ich den Fehler gefunden haben. Hundertmal hab' ich so was schon gemacht. Du kannst ganz beruhigt sein."

Und im Weiterarbeiten meint er noch: „Wenn ich auch kein Elektriker bin, ein bißchen was verstehe ich schon davon. Aber diese ganze Leitung scheint mir schon sehr schlecht zu sein, da ist eben schwer zu arbeiten! Wie das nur angelegt ist! Ganz verrückt, gar nicht übersichtlich! Aber das macht nichts. Das interessiert mich gerade.. So, jetzt habe ich den einen Draht frei. Schlechtes Material. Ich würde mich gar nicht wundern, wenn da einmal was passiert. Gerade beim elektrischen Licht weiß man oft nie in welcher Gefahr man schwebt... So, jetzt ist es gleich in Ordnung. Gib mir, bitte, die Zange herauf. Danke. Und jetzt nur noch .."

Plötzlich tut es einen Knacks, ein paar Funken spritzen hin und her, die Zange fällt zu Boden, der gute Freund springt vom Stuhl herunter und schlenkert wütend die Hand: „Au.. Brrr. Ahhhhh. Verdammter Dreck!"

In der Dunkelheit, es brennt nun natürlich gar nirgends mehr, bedenkst du, daß er sonst wirklich immer ein ganz lieber Mensch war — und bezähmst dich.

Die Kerze zuckt höhnisch.

Deine Frau greint leise.

Deine Wohnung wird den ganzen Abend dunkel sein. Verflucht!

Der gute Freund zieht seinen Mantel an, nimmt seinen Hut und ist gekränkt, weil seine Bemühungen nicht den richtigen Dank gefunden haben.

Und während er über die Stiege hinuntergeht, denkst du ingrimmig daran wie recht er hat, wenn er meint: „Man weiß nie, in welcher Gefahr man schwebt."

Aber das nächstemal, wenn wieder jemand zu Besuch kommt und irgendeine Kleinigkeit am Schloß, an der Uhr oder am Radioapparat richten will, wirst du mit einer großen Geste sagen: „Nein, lieber Freund, ich kann wirklich nicht zugeben, daß sich meine Gäste für uns abmühen."

Der Menschenverbesserer

Von Hasse Zetterström.

(Deutsch von Age Avenstrup und Elisabeth Treitel.)

Es gibt Worte und Sätze, die ich nicht leiden kann, die ich entschieden mißbillige, ja, die mich in schlechte Laune versetzen.

„Haben Sie vielleicht eine Briefmarke bei sich?"

Kennen Sie die Frage und den Mann, der mit einem Brief vor Ihnen steht? Der nachlässige, unordentliche Dutzendmensch, der nie eine eigene Briefmarke für sein unnötiges und dummes Geschreibsel hat, der sein Leben lang mit der arroganten Frage herumläuft:

„Haben Sie vielleicht eine Briefmarke bei sich?"

Ich habe so einen Briefmarkenmenschen gekannt. Als er zum fünfzigsten Male mit einem unfrankierten Brief vor mir stand, sagte ich:

„Du gehörst zu den gefährlichsten Mitgliedern der Gesellschaft, zu den unordentlichen und nachlässigen. Durch eure Schlamperei verneint ihr die hohe und goldene Regel der Ordnung, den fundamentalen Satz, auf dem alles Leben und alles Gemeinwesen aufgebaut werden müssen. Ihr existiert ausschließlich von unserer Güte — unserer Gutmütigkeit. Das gilt nicht nur von der Bummelei mit der Briefmarke, es gilt auch vom Geld — „Können Sie mir vielleicht hundert Mark borgen? Es gilt von allem anderen — Zahnbürste, Seife, Kragenknopf."

Der junge Mann sah mich mit dem blöden Lächeln der Jugend an, das außer Dummheit auch ausdrückte, daß er kein Wort verstanden hatte. Dann sagte er:

„Haben Sie vielleicht eine Briefmarke bei sich?"

„Was für eine?"

„Eine Fünfzehnpfennigmarke, wenn Sie eine haben."

„Bitte, hier haben Sie eine Fünfzehnpfennigmarke. Sie kostet dreißig Pfennige."

„Wieso denn. Sie kann doch nur fünfzehn Pfennige kosten?"

„Am Postschalter, ja. Gehen Sie doch hin und kaufen Sie sie da. Ich nehme dreißig Pfennige. Für meine Mühe und für meinen Ordnungssinn. Zehnpfennigmarken kosten fünfundzwanzig Pfennige, denn die Mühe ist dieselbe. Fünfpfennigmarken kosten zwanzig Pfennige."

Der junge Mann bezahlte seine dreißig Pfennige und sagte:

„Wenn man einen ganzen Bogen kauft, dann sind sie wohl billiger?"

Er war nicht so dumm wie ich gedacht hatte. Unordentliche Menschen sind leider oft witzig und intelligent. Das ist ihre Rettung.

„Diese wird sehr gern gekauft."

Es ist die Verkäuferin eines Herrenartikelgeschäfts, die von einer Krawatte spricht, die sie mir aufreden will.

Ich sehe ihr gerade in ihre holden, blauen Augen und sage:

„Es ist vieles im Leben schlecht eingerichtet. Sie sollten nicht hier stehen und Herrenartikel verkaufen. Sie haben nicht die geringste Ahnung von solchen Sachen. Ein Mann kann wohl

Damenartikel verkaufen und sie auch anfertigen, Kleider, Kostüme, Hüte, Pelze, Schuhe — wo gibt es aber die Frau, die die Psychologie eines Kragenknopfs begreift? Ein Kragenknopf — ein Mann kann sein ganzes Leben dem Suchen nach dem richtigen Kragenknopf widmen. Oft findet er ihn nie. Eine Krawatte — eine Frau kauft eine Krawatte für ihren Verlobten, ihren Geliebten, ihren Mann, ihren Vater. Die armen Männer bekommen immer die Krawatten, die Sie mir aufreden wollen. Sie bekommen die Krawatte, die sehr gern gekauft wird. Gern gekauft — glauben Sie, daß ein Mann je etwas haben will, weil es gern gekauft wird, es mag sich um Krawatten, Zigarren, Bauchbinden oder Frauen handeln? Ein Mann will schon von Geburt an immer das haben, was ihm selber gefällt, das, wovon er glaubt, daß es nur ihm in der ganzen Welt gefällt. Aber Sie drängen ihm das auf, was Sie wollen, daß er nehmen soll. Warum sind die meisten Männer so schlecht gekleidet? Weil sie von Frauen gekleidet sind. Sie dürfen sich nicht selber kleiden. Sie fangen bei den Windeln an, die Sie in der Wiege um ihn wickeln, und Sie fahren mit den Kragenschonern, Krawatten und der Unterwäsche fort. Ein Mann ist oft wie eine Kokotte unter dem Anzug gekleidet — rosa Wollhemd und lila Unterhosen. Denken Sie, daß er sich selber derart anziehen würde? Niemals. Seine Frau hat es getan. Nach Beratung mit Ihnen. Er trägt ein Wollhemd, das gern gekauft wird, und Unterhosen, die gern gekauft werden. Wenn ich im Schlafcoupe bin, kann ich am Pyjama meines Mitreisenden genau ausrechnen, wie lange er verheiratet ist, und wie seine Frau aussieht. Wenn er Sprungriemen an den Hosen hat, denn ist sie eine Frau, vor der ich den Hut ziehe, aber in die ich mich absolut nicht verliebe."

„Tja der Geschmack ist so verschieden," sagte die junge Dame mit der Krawatte. „Vielleicht möchte der Herr lieber eine Schleife — diese werden sehr gern . . "

Da war ich schon über alle Berge.

„Bisher hat sich niemand über den Lachs beschwert."

Es ist der Kellner eines Restaurants, der spricht und auf eine milde Bemerkung von meiner Seite erwidert.

Ich antworte:

„Kein Gast hat bisher diesen Lachs gegessen, hoffe ich, dieses Stück von einem Lachs. Kein Mensch, außer mir, hat Gelegenheit gehabt, seine Meinung über diese Scheibe Lachs zu äußern In der ganzen weiten Welt habe nur ich allein dieses Recht. Mir gefällt dieser Lachs nicht, jedenfalls nicht so, wie er hier ist"

„Es ist derselbe Lachs, von dem wir das ganze Mittagessen serviert haben, und bisher hat sich niemand beschwert."

„Derselbe Lachs! Wie verschieden im Geschmack ist ein Lachs und hat das Recht, es zu sein. Ein Mensch ist ja auch verschieden — mancher hat einen schlechten Kopf, aber ein Herz aus Gold. — Ein Lachs — ich kenne nichts aus dem Kapitel Lebensmittel, das so viele Geschmackssensationen bereiten kann Der Rücken, der Schwanz, schmecken verschieden, auch wenn sie gleich zubereitet worden sind. Der Lachs mag ausgezeichnet sein, aber dieses Stück hier ist schlecht. Niemand hat sich bisher beschwert — was hat das zu sagen? Ihre Gäste sind gutmütig, eingeschüchtert, durch schlechtes Essen geschwächt, sie haben keine Kraft zu protestieren."

Der Kellner sieht mich an, und mit einer Stimme, deren arktische Kälte mit keinem Instrument der Welt gemessen werden kann, sagt er:

„Generaldirektor Schnellhaas hat eben von dem Lachs gegessen und hat sich nicht beschwert."

Da faßte ich Messer und Gabel und vertilgte die Lachsscheibe mit Haut und Haaren und Gräten und Kartoffeln und Mayonnaise. Wenn ein Generaldirektor von einem Lachs gegessen hat, ohne sich zu beschweren, dann ist er eben untadelig.

Schuld und Sühne

Aus dem Holländischen.

Schon wieder stand er am offenen Fenster und wartete.

Frühlingsdüfte strömten herein; die Clivias zitterten unter der erfrischenden Zugluft, Marcel starrte träumenden Auges auf die Straße. Der Jüngling träumte in der letzten Zeit sehr viel, viel zu viel.

So dachte auch seine Mutter, eine verhältnismäßig noch junge, doch vom Leid schon halbgebrochene Witwe.

Sie hatte wahrgenommen, wie ihr Sohn in den letzten Wochen keine Freude mehr hatte am Studium, selbst die zuvor so leidenschaftlich geübte Musik vernachlässigte er. Gedankenlos pfiff er vor sich hin oder trommelte an die Fensterscheiben, wenn er auf seinen Gefährten wartete. Sein Gefährte! Reicher Leute Kind, fast gleichen Alters wie Marcel, von aufbrausendem Charakter, der zu Hause als Despot auftrat, ein verschwenderisches Leben führte und jetzt auf ihren Jungen einen so schlimmen Einfluß ausübte.

Das Warten dauerte lange. Der junge Mann streckte sich aufs Sofa. Geräuschlos nahm seine Mutter am oberen Ende Platz mit dem festen Entschluß, einmal ein ernstes Wort mit ihm zu reden. — —

Marcel schaute nach einiger Zeit in die Höhe und begegnete den Blicken seiner Mutter, stieß ein kurzes überraschtes „Bah!" aus und zündete sich eine Zigarette an.

Dann blieb er bewegungslos liegen, sprach nichts und blickte träumerisch den Rauchwölkchen nach.

Sie hüstelte und legte vertraulich ihre weiße Hand auf seine Schulter.

„Marcel, woran denkst du doch immer? Ich finde dich so verändert. Fehlt dir etwas oder was ist's mit dir?"

Er sah sie einen Augenblick wie geistesabwesend an, in seinen Augen lag ein undefinierbarer Ausdruck. Das verwirrte sie am meisten. Was wohl hinter dieser Maske verborgen sein mochte?... Ach, dieses ewige, marternde Stillschweigen.

Sie konnte sich nicht mehr halten und schüttelte unter fliegendem Atem ihre ganze Besorgnis vor ihm aus.

„Junge, du weißt, daß ich viel auf dich halte! Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie es mich schmerzt, seit längerer Zeit schon sehen zu müssen, daß du nicht mehr derselbe bist wie früher, daß du etwas in dir trägst, und es mir verheimlichst. Es ist jemand, der dich mir entfremdet hat... mir und wahrscheinlich auch Gott."

Er rührte sich nicht von der Stelle, sein Blick blieb kalt.

„Junge, es ist Arthur, der dich ins Verderben bringt .. Schon wieder wartest du auf ihn. Dann geht ihr miteinander fort und kommt erst spät in der Nacht heim. Das kann nicht so weitergehen!"

„Bah!" Er lachte höhnisch, stand auf und ging zur Tür hinaus. Sie hörte ihn droben die Türen auf- und zuschlagen.

Da erfaßte sie namenloser Schmerz. Sie stand ganz allein in ihrem luxuriösen Haus und dem zahlreichen Dienstpersonal, allein mit ihrem Mutterleid.

Leise weinend vergrub sie das Haupt in den Händen.

Sie erkannte, daß sie bisher ihm gegenüber zu schwach gewesen war... und daß er es vorzüglich verstand, diese Schwäche auszunützen. Ein Lächeln von ihm zauberte alle Bedenken von ihrer Stirne hinweg. Später hatte ein entschuldigendes Wort alle Vorwürfe, die ihr auf der Zunge lagen, zum Schweigen gebracht. Jetzt war es schon soweit gekommen, daß er auf sie keine Rücksicht mehr nahm und sich gefühllos und roh zeigte. Wenn es ihm langweilig wurde, ihre Klagen anzuhören, ging er hinweg und überließ sie ihrem Schmerze.

Dies es alles überdachte sie in den letzten Tagen und machte sich bittere Vorwürfe über ihre verfehlte Erziehungsweise.

Hatte sie nicht die heilige Pflicht, ihm den Vater zu ersetzen? Sie hatte ja eine doppelte Verantwortung!

In ihr reifte ein fester Entschluß: sie wollte handeln, ihr Herz zum Schweigen bringen und mit Macht auftreten.

Sie hatte gebetet und fühlte sich stark.

Der Verführer sollte die Schwelle ihres Hauses nicht mehr überschreiten Sie hatte ihm, als er das letztemal da war, entschieden die Tür gewiesen mit den Worten:

„Sie haben in Zukunft mein Haus zu meiden. Nur mit Ihrem Vater können Sie kommen und sagen warum."

Das letztere hatte er wohlweislich unterlassen.

Die Beziehungen zwischen den beiden Familien wurden deshalb nicht schlechter, denn auch die Eltern Arthurs hatten schon lange die Verirrungen ihres Sohnes beklagt.

Marcel versuchte, seine Mutter umzustimmen, diese aber erwiderte ihm kurzerhand: „Wenn du dich von ihm lossagst, dann kann alles noch gut werden, tust du es nicht, dann kommt die Stunde, in der ich handeln werde."

Das „ich" hatte besonders fest geklungen. Marcel glaubte fast in dem Ton ihrer Stimme den unbeugsamen Willen des verstorbenen Vaters herausgehört zu haben.

Seine böse Leidenschaft ließ ihn jedoch nicht mehr los.

Arthur zog ihn immer tiefer in seine Fallstricke. Zusammen glaubten sie stark zu sein um ihren Eltern Trotz bieten zu können.

Bis sie eines Tages, durch ihre Zügellosigkeiten dazu getrieben, eine große Schuld auf sich geladen hatten.

Marcel kam in dieser Nacht halb betäubt nach Hause. Alles war in tiefer Ruhe...

Es lag ein eigentümlicher Glanz in seinen Augen, als er im vollen Licht des Mondes, das durch die Vorhänge hereinfiel, dastand und lauschte... in dem Zimmer seiner Mutter.

Plötzlich knackte etwas: das Zimmer ward hell erleuchtet. Bei der Türe, die Hand noch auf den elektrischen Knopf gedrückt, stand seine Mutter, kreidebleich, in ihrem Nachtgewand

„Ach, mein Gott! ...."

Er fröstelte ernüchtert; so hatte er seine Mutter noch nie gesehen.

Langsam strich ihre weiße Hand über das ergraute Haar. Ein unsägliches Leid lag auf ihrem abgezehrten Angesicht, und mit klagender Stimme stieß sie schluchzend hervor:

„Mein Sohn, was tust du mir an! Ich wollte, du wärest als Kind gestorben!"

Schon zwei Monate lang wohnten Mutter und Sohn tief im Kempenwald auf einem stillen Landgut. „Ruhe, lange Ruhe", hatte der Doktor gesagt. „Und besonders keine Aufregung", zu Marcel gewendet, mit einem bedeutungsvollen Blick hinzugefügt.

Mutters Nervensystem schien arg gelitten zu haben. Stundenlang konnte sie in einem breiten Lehnstuhl liegen und vor sich hinbrüten mit matten Augen, die aus einer anderen Welt zu kommen schienen.

Bisweilen wandelte sie mit einer Nichte in den geräumigen Garten oder ein Stückchen Heide.

Marcel blieb bei ihr.

In diesem furchtbaren Schicksalsschlag erkannte er deutlich den Finger Gottes. Die peinigenden Vorwürfe seines Gewissens hatten ihm keine Ruhe gelassen, seine Augen waren aufgegangen und er hatte die ganze Erbärmlichkeit seines bisherigen Lebens erkannt und auch den Abgrund, dem er entgegensteuerte. Aus seiner Reue war allmählich der Wunsch, so viel als möglich wieder gutzumachen, entsprungen.

Das frühere leichtsinnige Leben war vorbei für immer. Als Arthur eines Tages auf der Bildfläche erschien und fragte, ob er jetzt Trübsal blasen und in einen Sack schlüpfen wolle, hatte er kurz und bündig erwidert: „Für jeden Fall habe ich an meinem bisherigen Leben genug und will jetzt ein neues anfangen."

An stillen Abenden, wenn sie draußen saßen, die Heide in endloser Ferne vor ihnen lag und der blaue, purpurgefärbte Blumenteppich im Sonnengold glänzte, dann ahnte er, daß auch für ihn noch eine Zeit kommen müsse, in der sein Leben still und friedlich verlaufen werde. Wie glücklich wäre er, wenn seine Mutter wieder gesund würde!

Doch alle Hoffnung war vergebens. Trotz der größten Bemühungen des Arztes und der aufmerksamen Pflege machte die Krankheit von Tag zu Tag weitere Fortschritte.

Eines quälte Marcel unaufhörlich, der Gedanke: durch deine Schuld!

Dann ließ er die Geige auf den Knien ruhen und näher an seine Mutter heranrückend, flehte er zum so und sovielten Male: „Nicht wahr, Mutter, du hast mir vergeben?"

Ein schwaches Lächeln umspielte die Lippen der Witwe, ihre knöchernen Finger drückten zärtlich seine Hand und voll Liebe sagte sie nur die beiden Worte: „Mein Junge!"

Eines Morgens konnte sie nicht mehr ins Freie. Priester und Arzt brachten letzten Trost und Rat. Als der Abend hereinbrach, lag sie noch immer da und dankte dem Guten Hirten für seine Einkehr.

Es kam die Nacht. Marcel wußte, daß sie die letzte sein werde. Er ließ die Fenster weit öffnen: frisch strömte die Luft ins Gemach. Draußen schien der Mond, er erinnerte ihn an jene Nacht, welche zwar schon weit hinter ihm lag, die er aber trotzdem nicht vergessen konnte.

Er saß am Sterbelager und hielt die durchsichtigen Hände der Duldnerin in der seinen. Ab und zu flüsterten seine Lippen ein Gebet.

Drei schwere Schläge ertönten vom Turme, als sie langsam das Haupt bewegte und seinen Blick suchte.

„Mutter?"

Seine Stimme zitterte.

Sie lag wieder still da und lächelte friedlich. „Nicht wahr, du wirst immer gut bleiben, Marcel?"

Das waren ihre letzten Worte. Dann ging sie heim, sanft und ruhig. Im Garten schlug die Nachtigall.

Er konnte das stille Heidedorf nicht mehr verlassen, es war ihm zu teuer geworden.

Wochenlang trug er seinen Seelenschmerz in sich, erfüllt von tiefer Reue über das namenlose Weh, das er seiner entschlafenen Mutter bereitet hatte und bittend, sie möge ihm die Kraft erflehen, alles wieder gutzumachen und die Freundschaft Gottes zu gewinnen.

Einmal stand er wieder auf dem Balkon und ließ die friedliche Stille der Sommernacht auf sich einwirken. Seine Tränen flossen leise. Droben am Himmelszelt glänzten Sterne, von dort aus mußte seine Mutter auf ihn herniederschauen.

In der Ferne läuteten die Klosterglocken zur Mette.

Er sank auf die Knie nieder und aus der Tiefe seiner durch Trübsal geläuterten Seele kam es über seine Lippen:

„Mütterlein lieb, bitte für mich... und auch für Arthur. — Die Glocken rufen mich."

Die gute Nase

Von Pu Sung-ling.

Nach dem Chinesischen von Albert Ehrenstein.

Als sie beim Tempel vorbeikamen, bemerkten sie einen alten, blinden Priester, der in der Vorhalle saß und damit beschäftigt war, an Kranke Medizinen und Ratschläge zu verkaufen.

„Ah!" rief Sung, „da ist ein ungewöhnlicher Mann, der in der Kunst der Komposition sehr bewandert ist —", und sogleich holte er die Abhandlung, die sie eben gelesen hatten, um den alten Priester nach seiner Meinung über ihren Wert zu fragen. Sie trafen ihren Freund aus Yü-hang und begaben sich zu dritt zu dem Priester.

Wang sprach ihn mit „Professor" an, worauf der Priester, der einen Kranken vor sich zu haben glaubte, ihn fragte, woran er litte. Wang erklärte ihm nun, um was es sich handle. Der Priester lächelte und sagte:

„Wie kommen Sie auf diesen Einfall? Wie kann ein Blinder den Wert Ihrer Arbeiten beurteilen?"

Wang bat ihn, er möge die Ohren an Stelle der Augen gebrauchen; aber der Priester meinte abwehrend, daß er kaum die Geduld haben würde, die drei Abschnitte, die sicher mehr als zweitausend Worte lang wären, über sich ergehen zu lassen. „Immerhin", fügte er hinzu, „wenn Sie sie verbrennen wollen, will ich sehen, was meine Nase dazu sagen wird."

Wang war einverstanden und verbrannte den ersten Teil seiner Arbeit. Der alte Priester beschnüffelte den Rauch und erklärte, die Sache wäre gar nicht so schlecht und meinte schließlich, daß Wang wahrscheinlich die Prüfung bestehen dürfe.

Der junge Student aus Yü-hang wollte nicht glauben, daß der alte Priester tatsächlich auf die Weise etwas beurteilen könne, und verbrannte, um ihn auf die Probe zu stellen, die Abhandlung eines alten Meisters.

Kaum hatte der Priester deren Rauch verspürt, so rief er entzückt aus: „Wunderbar, außerordentlich! Das gefällt mir ungemein! Es ist vom Geist des Genies und der Wahrheit erfüllt."

Der Student aus Yü-hang, der darüber nicht genug staunen konnte, verbrannte nun eine seiner eigenen Arbeiten, worauf der Priester sagte:

„Ich hatte von dem Guten kaum gekostet, warum setzt man mir so schnell etwas anders vor?"

„Der erste Teil", erwiderte der junge Mann aus Yü-hang, „stammte von einem Freunde, das übrige ist meine eigene Arbeit."

Kaum hatte er das gesagt, als der alte Priester heftig zu niesen und zu husten begann und flehte, man möge ihm nicht mehr davon vorsetzen, da ihm sonst sicher totenübel würde.

Der Student aus Yü-hang wurde sehr verlegen und schlich beschämt davon.

In einigen Tagen aber wurde das Prüfungsergebnis bekannt und sein Name befand sich unter jenen, welche die Prüfung mit Erfolg bestanden hatten — Wangs Namen hingegen stand nicht auf der Liste.

Er suchte sogleich den alten Priester auf, erzählte ihm das Ergebnis; der Alte seufzte und sagte:

„Ich bin blind und ich fürchte, die Prüfenden sind es auch — aber ich habe wenigstens eine gute Nase, was man von ihnen nicht gerade behaupten kann. Und überdies", fügte er hinzu, „habe ich nur über Ihre Arbeit gesprochen, nicht aber über das Schicksal."

Merkworte

Leicht sei ihm die Erde! — so ruft man manchem Abgeschiedenen nach und belastet seine Grabstätte mit schwerem Gestein. Seltsamer Widerspruch! Nicht dem fühllosen Leichnam im Erdenschoße gelte der Wunsch, sondern dem für diese Erdenwelt neugeborenen Menschenkinde!

•

Guck nicht über den Zaun des andern,
sonst hat er zwei Blumen zu viel;
sieh in den eig'nen Garten,
dort hast Du der Veilchen genug.

•

Was ist Wahrheit?
Ein Gedanke in einem Wort.
Und Lüge?
Zwei Gedanken in einem Wort.